Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens

Herausgeber: [s.n.]

Band: 4 (1962)

Artikel: Beruf : Skilehrerin

Autor: Zumstein, Stefi

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-971695

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die moderne Zeit hat auch in Graubünden neue, ehemals gänzlich unbekannte Berufe entstehen lassen. Über einen derartigen neuen Frauenberuf berichtet die nachfolgende Skizze

Beruf: Skilehrerin

VON STEFI ZUMSTEIN

Seit acht Jahren arbeite ich während der Hochsaison in einem weltbekannten Bündner Kurort als Skilehrerin. Das ist gar kein so ausgefallener Beruf, wie mancher zuerst glauben möchte. Ich bin nicht die einzige. Viele Mädchen und Frauen haben sich als Lehrkräfte in Skischulen bewährt, weil sie in besonderem Maße Geduld und Einfühlungsvermögen besitzen. Zwar bin ich eine halbe Unterländerin, ein «fremder Fötzel», wie man mich in meinem Bergdorf etwa betitelte, und darum war es für mich nicht immer leicht, mich durchzusetzen. Und doch, wenn ich zurückdenke, überwiegt das Schöne und das Erfreuliche. Sonnentage zählen doppelt, die stürmischen vergesse ich lieber.

*

In meinem ersten Winter, kurz nach dem Kriege, ahnte mit mir noch niemand, daß diese Jahre im Zeichen einer raschen Entwicklung stehen würden. Heute scheint es unwahrscheinlich, aber ich erinnere mich, daß der Bund, um den Fremdenverkehr neu zu beleben, die Skischulen mit Subventionen unterstützte. Inzwischen hat die Hochkonjunktur auch die Ferienorte längst erreicht. Die Kurvereine und die Gemeinden in allen Wintersportplätzen bauen neue Bahnen, neue Skilifte, die wieder neue Abfahrtsmöglichkeiten erschließen.

Die meisten Bewohner meines Dorfes freuen sich über diese Tatsachen, sie begrüßen den Fortschritt und stellen fest: «Er kommt uns allen zugut und läßt sich nicht aufhalten.»

Die wenigsten träumen von der guten, alten Zeit, von der Stille und vom Frieden des ehemals abgeschiedenen Tales. Denn nun sind die steinigen Alpweiden mit Gold gepflastert. Die Landpreise steigen, Ferienhäuser schießen Pilzen gleich aus dem Boden. Gerissene Spekulanten erstellen Mehrfamilienhäuser. Einige finden, diese Bauten paßten eigentlich besser in eine städtische Gegend, aber niemand unternimmt etwas dagegen. Mein Dorf ist in zehn Jahren nahezu doppelt so groß geworden.

Trotzdem hat es viel von seinem Charakter und von seiner reizvollen Eigenart bewahrt. Noch immer schart sich der Kern der alten Häuser um die schöne, ursprünglich gotische Kirche mit dem barocken Anbau, mit dem schlanken, trotzigen, beinahe freistehenden Turm. Noch immer glitzern und funkeln die Sterne in den klaren Nächten, wenn der Südwind über den Grat fällt und durch die Wälder hinabfegt. Tagelang kann sich der Föhn halten; lange kämpft er gegen die Schlechtwetterwolken und stemmt sich den Nebelschwaden entgegen, die der Westwind das Tal hinauftreiben möchte.

Heiß brennt die Sonne auf die Südhänge, die früh ausapern. Schon im März blühen dort Krokus und Soldanelle. Am steilen, geschützten Bord öffnen blaue Enzianen ihre Kelche zur Osterzeit, während an den Schattenhängen der Schnee noch bis zur Talsohle reicht.

Lange Jahre hatte ich im Unterland gelebt. Als ich das Dorf wieder sah, wo ich meine Kindheit verbracht hatte, war die steile Nordostwand, die beherrschend über dem Ort steht, vom Morgenlicht verzaubert und vom Schnee bestäubt. Das weite Tal mit den fernen Gletschern und den Zacken des Grenzgebirges, die weißen Dächer, das braune Holz der alten Häuser ergaben ein Bild, in das ich mich bedingungslos verliebte. Seither hat mich das warme Gefühl der Zugehörigkeit zur Gemeinschaft des Dorfes nicht mehr verlassen.

Im ersten Winter konnte ich mir die Bewohner nicht anders als aufgeschlossen, großzügig und hilfsbereit vorstellen, duldsam gegenüber den Schwächen der Nachbarn und der Würde ihres einfachen Lebens bewußt.

Das war natürlich eine Illusion. Die Menschen im Bergdorf sind wie anderswo auch, nicht besser und nicht schlechter, aber trotzdem liebenswert. Aber weil der Schnee und die Sonne alles aufhellten und die Blößen versteckten, glaubte ich, daß mir alle Leute freundlich gesinnt wären. Selbst der Berg täuschte mich, der mir licht schien; denn er ist oft finster und drohend. Im Winter verbirgt sein hoher, steiler Grat schon am frühen Nachmittag die Sonne. Und so wie die Zacken, die schroffen Flühen und Geröllhalden der Wand abends ihre langen Schatten über das Dorf werfen, ist auch dort unten nicht alles gut und fromm. Der Wohlstand brachte Gier, Neid und Habsucht mit; Glück und Ruhe lassen sich nicht kaufen.

Nicht nur, wenn Schnee liegt, auch im Sommer kommen viele Erholungsuchende hierher. Doch der Winter hat dem Ort sein Gesicht gegeben, das Skifahren machte ihn berühmt. Engländer waren die ersten, die hier das Paradies des Wintersportes entdeckten. Sein Name ist den Skifahrern aller Länder ein Begriff.

*

Niemand glaube, daß ich als Frau unter lauter Männern irgendwelche Privilegien genieße! In der Skischule so wenig wie anderswo in der Schweiz. Ich bin es, die meine vielbewunderten und umschwärmten Kollegen zuerst grüße. Bescheiden trete ich vor ihnen zurück, übernehme mit Vergnügen die schweren Fälle, z. B. Schüler, die zum erstenmal auf Ski stehen und denen man es ansieht, daß sie nie viel weiter kommen werden. Darunter finden sich oft Belgier und Franzosen oder zu dick gewordene Deutsche, die der Ansicht sind, nun müsse etwas für die Linie getan werden. Engländer sind fast immer sportlich. Nicht alle Skilehrer beherrschen das Französische so gut wie das Englische, das hier beinahe fünfte Landessprache ist. Wenn Anfänger jung oder gut trainiert sind, erlernen sie das Skifahren schnell und sind dann überaus dankbar.

Einmal, an einem Montag, war über Nacht eine Menge nassen Neuschnees gefallen. Zwanzig neu angekommene Gäste standen in der ersten Klasse erwartungsvoll bereit. Alle waren viel zu warm angezogen; denn der Föhn kam, und sie konnten es nicht verstehen, daß die Sonne mitten im Winter auf dem Schnee so heiß und stechend scheinen kann. Ich übernahm die Klasse mit einem andern Skilehrer zusammen. Die hübschen jungen Mädchen und die sportlich aussehenden Männer stellte er mit sich selber an die Spitze des Zuges; denn wir mußten ein Stück auf der Dorfstraße zum nächsten Übungshang ziehen. Mir überließ er die älteren Jahrgänge, die von selber den Schwanz und den Rest der Klasse bildeten. Am Hang angelangt, trampelte ich mit meinen Zöglingen den schweren «Beinbruch»-Schnee nieder, was mir durch wohlüberlegtes Einteilen der Kräfte meiner Schüler ziemlich gut gelang. Diese getretene Piste erlaubte ein schnelles Fahren, selbst eine sanfte Neigung des Geländes war steil genug. Doch daneben blieb man im Matsch hoffnungslos stecken.

Mein Kollege hingegen hatte einen denkbar ungeeigneten Hang ausgewählt, der viel zu steil und zu gefährlich war. Nach einer Weile erschien er darum bei mir und schlug mir vor, wir möchten jetzt die Plätze wechseln. Was blieb mir anderes übrig, als gute Miene zum bösen Spiel zu machen? Ich mußte mit meiner schon müde und durstig gewordenen Schar nochmals von vorne anfangen, Schnee zu stampfen.

Doch gibt es auch andere Skilehrer, die mir gegenüber stets freundlich und hilfsbereit sind. Dabei denke ich an den immer lustigen Hitsch, der zwar nicht mehr der jüngste, aber einer der unermüdlichsten und vitalsten Skilehrer ist. Wenn er mich sieht, begrüßt er mich herzlich, schmunzelt, zieht ein Stück Bindenfleisch oder einen Schnitz aus der Tasche, um ihn mir in den Mund zu stecken. Darum kann ich manchmal nicht umhin, ihm in aller Öffentlichkeit einen herzhaften Kuß auf die Wangen

zu drücken und den erstaunt daneben stehenden Schülern zu erklären:

«He is my lover!» («Er ist mein Geliebter»), worauf wir beide in fröhliches Gelächter ausbrechen; denn Hitsch ist sowohl ein treubesorgter Gatte und Vater erwachsener Kinder wie auch ein angesehener Bürger des Dorfes.

Noch andere liebenswürdige Skilehrer kenne ich, zum Beispiel den netten Peter. Beim ärgsten, nassesten Sudelwetter fuhr er der ebenso vergnügten und wetterfesten Königin der Niederlande vor, und beide sahen nicht mitgenommen aus, auch wenn die Haarsträhnen herunterhingen und die Kleider trieften. Oder den gewandten und sicheren Turi. Ihm macht es nichts aus, mir zuerst und schon von weitem ein aufmunterndes Wort zuzurufen. Ein anderer ist der rassige, schwarze Putzi, der wie ein Zigeuner aussieht, verwegen und verführerisch schön, dem die Herzen der Frauen ums Umsehen zufliegen, der aber trotzdem seine Natürlichkeit und sein einnehmendes Wesen bewahrt hat.

Daneben gibt es andere, die früher einfache Burschen waren und denen die schwärmerische Verehrung, der sie ausgesetzt sind, zu Kopf gestiegen ist. Ich erkenne sie daran, daß sie mich geflissentlich übersehen, weil ich weder wichtig noch einflußreich bin, und daß ihnen das Grüßen Mühe macht. Aber ich verstehe gut, daß ihnen der Erfolg den Kopf verdreht hat. Während der Saison sind sie es gewohnt, als Halbgötter betrachtet zu werden. Ihre Anbeter sehen sie nicht in Werktagskleidern. Das ist vielleicht besser so. Ihr Glanz verblaßt, wenn sie in der Zwischenzeit als Wegarbeiter, Holzfäller oder Melker arbeiten oder gar, wenn sie Mist führen.

Skilehrer fahren bestechend elegant, aber nicht jeder besitzt ein pädagogisches Talent von Natur aus. Nicht alle nehmen das Skifahren so wichtig, wie ihre Schüler es tun. Viele haben am Ende des Winters bis obenhin genug von dem ganzen Betrieb. Aber die meisten unterrichten doch aus Lust und Freude, und solche Lektionen sind nie wertlos. Beim Skifahren fällt es nicht schwer, die andern mitzureißen und immer neue Begeisterung zu wecken. Die Schüler sind meist leidenschaftlich darauf versessen, gute Fahrer zu werden. Sie freuen sich, in die nächste Klasse aufzusteigen; sie geben sich Mühe.

Wunderschöne Frauen, gekrönte Häupter, reiche Industrielle aus allen Ländern der Erde besuchen meinen Kurort, um dem Wintersport zu huldigen. An Filmsternen ist kein Mangel. Einmal beobachtete ich eine bekannte Schauspielerin am «Baby-slope» (Säuglingshügel). Ihr Begleiter versuchte, ihr das Stemmen beizubringen, aber sie war noch sehr ungeschickt. Ihre Bretter glitten davon. Wie bremsen? Absitzen, dagegen wehrte sie sich. Also landete sie sachte in zwei skiliftfahrenden Knaben. Alle drei stürzten. Ein paar Meter weit schleppte der Lift das Trio mit sich. Ich sah nur ein wüstes Durcheinander von Ski, Stöcken und Beinen. Endlich kam der Knäuel zum Stillstand. Die beiden Jungen waren nicht alt genug, um die beträchtlichen Reize des Stars zu würdigen, und schimpften empört.

In meinem Dorf klatschen alle Leute gerne und ausgiebig über die Berühmtheiten, die zur Winterszeit hier auftauchen.

An einer großen Gesellschaft in einem Hotel glaubte eine theaterbegeisterte Amerikanerin, in einem attraktiven Tischnachbarn Terence Rattigan, den erfolgreichen Dramatiker der englischen Bühne, zu erkennen, von dem sie wußte, daß er anwesend war. Sie versuchte, ihn zu fesseln und in ein literarisches Gespräch zu verwickeln. Enttäuscht wandte sie sich nach einer Weile ab, als jedes Echo ausblieb. Später beklagte sie sich bei einem Bekannten über diesen eingebildeten Snob.

«Aber nein», sprach jener, «das ist doch der Skilehrer Gaudi!»

Noch andere nette Geschichten sind über Gaudi im Umlauf, der ein ausgezeichnetes, akzentfreies Oxford-Englisch spricht.

Beeindruckt durch das kühne und intelligente Gesicht Gaudis, wollte ein Engländer diesem etwas Schmeichelhaftes über sein Land sagen.

«Ich bewundere die kulturelle Schweiz», begann er. «Schon mehrmals hörte ich Ansermet und das ‚Orchester de la Suisse romande'.»

Verständnislos blickte ihn Gaudi aus seinen seelenvollen, schwarzen Augen an. Er konnte nicht mitreden. Ansermet war für ihn eine unbekannte Größe.

Amerikanische Gäste bringen eine neue Note in die bisher zurückhaltende, vornehme angelsächsische Welt. Vom Arlberg her sind sie es gewohnt, mit Tamtam, Girlanden und Blasmusik empfangen zu werden. Also bot unser Skischulleiter einmal abends, als wir eine amerikanische Reisegesellschaft erwarteten, die hübscheren Skilehrer in Uniform auf (wir müssen alle gleichfarbene Kittel tragen) und stellte sie wie eine Reihe von Hotelportiers nebeneinander. Das war allen sichtlich ungewohnt, und sie lächelten verschämt oder verlegen, als sie in spontane Hurrarufe ausbrechen sollten, nun, da der Zug in den Bahnhof einfuhr. Zu der soliden und altbewährten Schweizer Skischule paßt der österreichische Zauber nicht ganz. Niemandem war es richtig wohl bei dieser Parade.

Einmal, auf der Promenade, erspähte der Don Juan unter den Skilehrern eine seiner Schülerinnen, die berühmte Tänzerin Leslie Caron, von weitem. Er lief zu ihr, faßte sie mit seinen Pranken um die zarte Achsel, wackelte mit den Hüften wie Elvis Presley und rief: «Puuuh!»

Erstaunt drehte sich die Diva um, wandte sich zu ihrem Begleiter, dem Filmschauspieler Kirk Douglas, und bemerkte kühl:

«This is all he can say. That's how he explains himself beside skiing.» («Das ist alles, was er sagen kann. Neben dem Skifahren ist dies seine einzige Ausdrucksweise.») Über andere Möglichkeiten, sich auszudrücken und bemerkbar zu machen, als Ski zu fahren und Mädchen zu betören, verfüge er nicht.

Schon manchem meiner Kollegen hat sich die große Welt mit ihrem Glanz geöffnet. Dank ihres skitechnischen Könnens fanden sie eine gutbezahlte Stelle, oder sie heirateten eine reiche Erbin und zogen in fremde Länder. Ich hoffe, daß sie das Glück gefunden haben, das sie suchten, als sie das Dorf aufgaben und das Hochtal verließen.

*

Vater (35 Jahre) und Sohn Hans (5 Jahre) stapfen wohlgemut zum Übungshang. «Schau dort die vielen Kinder mit der Skilehrerin!», sagt Vati. Damit meint er mich mit der ersten Kinderskiklasse.

«Denen wollen wir's zeigen! Wir steigen höher als sie alle!»

«Jö, die Chliine!», sagt Hansli, als er uns überholt.

Auf dem Hügel oben kann sich Vati nicht länger beherrschen. Die Skilehrerin steht unten. Sie soll ihn bewundern. Schon fährt er mit einem rassigen Schwung seinem Sohn davon. Neben mir hält er an und ruft ermunternd:

«Kumm, Hansli! Chnü füre!»

Hansli zögert. So hoch oben stand er noch nie, und noch nie war er so allein auf weißer Flur.

Vor vielen Jahren war es Mode, beim Skifahren nur von vorgedrückten Knien zu sprechen. Vati hat seine Kunst zur Kniezeit gelernt. Nochmals ruft er gebieterisch dem Sohn Mut zu:

«Chnü füüre drücke! Tief in d'Chnü!»

Hansli schließt die Augen und wagt es. Lautes Gebrüll. Ich beobachte den Sturz. Gebrochen hat er nichts. Der Vater stellt ihn wieder auf die Beine. Er schnallt ihm die Ski ab und klemmt sie unter den Arm. Das Kind ist nicht mehr dazu zu bewegen, einen einzigen Schritt auf den Brettern zu tun. Beide zotteln ab.

Vier Tage später. Mama bringt den bockigen Hansli.

«Er will nicht mehr skifahren», klagt sie. «Mein Mann hätte große Freude, wenn Sie aus ihm eine Skikanone machen würden.»

Nach ein paar Tagen kommt Hansli freiwillig. Die Begeisterung der andern Kinder hat ihn angesteckt. Eine Woche später erscheint der Vater und bedankt sich bei mir.

Das ist kein Einzelfall. Skifahren für Kinder soll ein fröhliches Spiel bleiben, es darf nie ein Muß sein. Viel reden und erklären nützt nichts. Das Kind erfaßt den Bewegungsablauf mit den Augen.

Gegen große Kälte können sich die Kinder nicht wehren. Vor heftigem Wind fürchten sie

sich. Bei einem plötzlichen Wetterumsturz schicke ich sie lieber vorzeitig nach Hause.

Trotzdem sich die Kleinen bei einem Sturz selten verletzen, ist es wichtig, sie vor den Gefahren zu warnen. Drastisch schildere ich ihnen einen Beinbruch und die Schmerzen, die der Betroffene auszustehen hat.

«So weich wie eine Katze sollt ihr euch fallen lassen, wenn ihr stürzt», sage ich ihnen. «Wehrt euch nicht dagegen! Absitzen bremst am besten und ist ungefährlich.»

Ein zehnjähriger Ägypter, der außer Englisch Türkisch, Arabisch und ein wenig Französisch sprach, war sicher nicht armer Leute Kind. Bestimmt war er zu Hause von einer Anzahl dienstbarer Geister umgeben. Trotzdem war er einfach und ungezwungen geblieben. Oft half er wie ein großer Bruder den jüngeren Kindern aufzustehen, oder er putzte sie sorgfältig ab. Nach der Skischule begleitete er mich, als ich einkaufen ging, und trug mit Stolz meinen schweren Rucksack.

«Jetzt bin ich Ihr Diener!», sagte er

Ende Februar 1956 teilte mir der Skischulleiter eine neue Kinderskiklasse zu. Ein liebes, etwa achtjähriges Mädchen war mir sehr zugetan und überaus anhänglich. Wie ein mutterloses Hündchen wich es nicht von meiner Seite. Der Vater des Kindes war ein verschlossener, strenger Mann, groß, dunkel, schwer; er wirkte etwas massig. Seine Begleiterin glich ihm; sie war ebenfalls hochgewachsen und schwarzhaarig. Beide waren mißtrauisch, als hätten sie etwas zu verbergen. Den Grund erfuhr ich viel später.

Erwähnen Sie nirgends meinen und des Kindes Namen», schärfte er mir ein. «Niemand braucht zu wissen, daß wir hier sind.»

Die beiden beobachteten mich oft am Übungshang; sie brachten das Kind gemeinsam zum Sammelplatz und holten es nach der Stunde wieder ab. Ich hielt die Frau für die Großmutter des Mädchens. Oder war es vielleicht doch die Mutter?

«Nein», sagte das Kind. «Das ist meine Tante. Ich habe zwei Tanten. Von meiner Mutter darf ich nicht sprechen. Sie ist noch in Venezuela.»

Am andern Tag nahm mich der Vater beiseite.

«Bitte, fragen Sie das Mädchen nicht mehr nach seiner Mutter. Es ist besser, wenn es sie vergißt.»

Und die Tante fügte hinzu: «Wir befürchten Nachstellungen von der Familie der Frau. Sie hat sich Schweres zuschulden kommen lassen. Wir erwähnen ihren Namen nie mehr vor dem Kind.»

Das Mädchen hieß Annali Hitz. Durch die Presse der ganzen Schweiz ging vor kurzem die Geschichte der Entführung der Tochter durch die Mutter, des Streites um das Kind und um seine Erbschaft; denn der Vater ist kurze Zeit, nachdem er mir begegnet ist, gestorben.

*

Hin und wieder unterrichtete ich reichlich ungewöhnliche Skischüler. Einmal kamen drei Inder mit Turbanen und langen Überwürfen. Sie waren aus Kaschmir. Sie trugen Bärte und sahen deshalb älter aus als sie waren. Später stellten sie sich mir nämlich als Schüler einer technischen Hochschule in Deutschland vor. Diese drei Asiaten fürchteten sich entsetzlich vor dem Skilift, was bei ihrer Neigung zur Technik eher befremdlich wirkte. Sie waren offenbar vom Bügel des Lifts schon einmal umgerissen worden. Ich mußte sie einzeln hochhissen und ihnen während der Fahrt wie eine Mutter beruhigend zusprechen. Als sie das Schleppfahren endlich begriffen hatten, dankten sie mir mit überschwenglichen Worten.

Ein schwarzhaariges Mädchen aus Colombo bleibt mir in lebhafter Erinnerung. Es war übermütig und quicklebendig, kannte keine Furcht, leistete sich spektakuläre Stürze und überpurzelte mit einer Gelenkigkeit ohnegleichen.

Eine andere Schülerin, eine ernste Inderin, die nie lachte, war das genaue Gegenteil. Sie war sehr schön und sehr vornehm. Zum Zeichen ihrer hohen Kaste trug sie einen schwarzen Punkt auf der Stirn. Sie besaß einen starken Willen und war außerordentlich ehrgeizig; denn sie war entschlossen, in kürzester Frist ski-

fahren zu lernen. Mit verbissenem Ernst war sie bei der Sache und ließ sich jeden Schritt, jede Bewegung aufs genaueste erklären. Sogar über Mittag nahm sie Privatstunden. Aber beim Skifahren fällt kein Meister vom Himmel; ein paar Tage genügen nicht, um ein solcher zu werden.

Ein schlankes, amerikanisches Mädchen betrachtete mich als Expertin in Modefragen und wollte wissen, ob seine Hosen eng genug wären. Dabei sah es aus, als hätte es vorher Seife zum Schmieren gebraucht, um überhaupt hineinschlüpfen zu können. Es fragte:

«Do you think my pants are tight enough?» («Glauben Sie, meine Keilhosen seien eng genug?»)

Ein besonders netter Skischüler war Herr Uittersprott aus Flandern, der auch französisch sprach. Dieser Flame zeichnete sich durch Witz und Humor aus. Er wollte mich vom Platz weg heiraten, aber ich war nicht ganz sicher, ob er es auch wirklich so meinte.

Ich liebe einen vertrauten und ungezwungenen Ton im Umgang mit meinen Schülern; denn das hilft mit, die Lektion aufzulockern und lustig zu gestalten. Respektlos sind darum meine Schüler doch nie. Deshalb stelle ich mich den Gästen oft mit meinem Vornamen vor, wie es die Amerikaner tun.

«Stefi», sagte darum Herr Uittersprott. «Du fehlst mir auf meinem Schloß.» Er zog ein Bild einer alten, verlotterten Behausung, einer Art Scheune, aus der Tasche. «Le voilà, mon château!», sagte er augenzwinkernd. «J'en possède plusieurs de ces châteaux en Suède!» («Da ist es, mein Schloß. Ich besitze mehrere von diesen Schlössern in Schweden.») Was etwa so viel bedeutet wie Luftschlösser, die nur in der Phantasie existieren.

Einen anderen treuen Verehrer fand ich in John, einem Neuseeländer, der mir den Vorschlag machte, mit ihm und seiner Yacht um die halbe Erde zu fahren bis in seine Heimat Australien. Ich lachte und glaubte, er scherze bloß. Er schien mir sehr alt zu sein, und ich hütete mich davor, mit ihm einen Flirt anzufangen. Er besaß schlohweiße Haare und ein gegerbtes Gesicht, war aber erst vierzig. Sein Sinn für dekorative Wirkungen war außerordentlich ausgeprägt; er trug einen blitzblauen Pullover und einen roten Shawl, hatte schwarze, buschige Brauen und tiefliegende Augen, die in seltsamem Gegensatz zu seinem weißen Schopf standen. Ich hielt ihn für einen halben Indianer, einen «Half-Cast» (Mischling), was eine Beleidigung für einen Australier englischer Abstammung ist, wie er mir erklärte.

Andere hatten mir John als mißtrauisch und sehr zurückhaltend Frauen gegenüber geschildert. Er galt auch als kleinlich und knauserig; denn er lebte sehr einfach in einem gemieteten Zimmer und kochte und wusch selber. Um so überraschender kam sein großzügiges Angebot. Vor Verblüffung blieb ich ihm die Antwort schuldig.

Einmal, als prächtiger Pulverschnee gefallen war, befand ich mich allein auf einer Abfahrt. Ich war nur für mich selber verantwortlich, der unberührte Schnee war gar zu verlockend, ich verließ die Piste. Nach ein paar kurzen, rhythmischen Schwüngen blieb ich stehen, blickte hinauf und betrachtete mit Genugtuung die Spuren, die ich in den Hang gezeichnet hatte. Da löste sich ein langer, schlacksiger Engländer ebenfalls von der markierten Piste und folgte mir. Wohl oder übel wartete ich auf ihn. Nach offenem Gelände kamen wir zur Baumgrenze. Plötzlich verschwand er in einem Loch unter einer Tanne. Die Äste warfen eine dicke Schneeladung über ihn. Ich stieg zurück und half ihm, sich wieder auszugraben. Er lachte bloß – andere hätten sich geärgert – und sagte: «This is great fun!» («Das ist ein ganz großer Spaß!»)

Ich war so gerührt, daß ich ihm sorgsam vorfuhr, über Neuschneehänge und durch Waldschneisen, die er noch nie gesehen hatte. Weißbestäubt kam er unten an und konnte sich nicht fassen vor Glück über den «virgin snow» (unberührter Pulverschnee). Und dies alles, ohne sich mir vorzustellen! Das hatte er offenbar ganz vergessen. Bekanntlich befolgen die Engländer ein ungeschriebenes Gesetz: sie sprechen nie mit jemandem, dessen Namen sie nicht kennen. Und diesen strengen Kodex

hatte er verletzt. Schuldbewußt sagte er endlich: «May I introduce myself?» («Darf ich mich vorstellen?»)

Daß mein Begleiter ein Lord war, erfuhr ich erst später.

Ein kleiner Skischüler aus Paris, der am Anfang höchst widerwillig bei mir blieb, denn er hätte lieber einen Lehrer als eine Lehrerin gehabt, nahm schließlich doch mit mir vorlieb. Nach ein paar Tagen gestand er mir:

«Vous savez, Madame, je n'aime pas aller à l'école. Mais l'école de ski, ce n'est pas une école ordinaire.» («Wissen Sie, ich gehe nicht gerne zur Schule. Aber die Skischule, das ist keine gewöhnliche Schule.»)

Damit hatte er den Nagel auf den Kopf getroffen. Wo sonst findet sich eine so vergnügliche und erholsame Schule? Wo sonst bereitet das Lernen und das Lehren so viel Spaß und Freude?

Da sind . . .

Da sind Blicke die fesseln wie Ketten
und Rufe die wie Lanzen durchbohren

Da sind Seufzer die schwinden wie Wolken
und Schwermut voll sumpfigen Schlafs

Da sind Ängste brünstig wie Brände
auf denen reiten die Winde

Da sind Schrecken die wie Schneestürze donnern
und fällen die Säulen der Hoffnung

Adern die singen wie Quellen
und andre voll Düster und Trägheit

Freuden sind da munter wie die Flamme
und heiter wie der Tau des Morgens

Und Sattheit trocken wie Sand
endlos wie die Stunden der Hölle

Und Haß der dich von innen zerfrißt
trübes Rinnsal zu taufen die Mörder

Und sind Reuen die brennen wie Schwefel
die Fasern des Fleisches zernagen

Sehnsüchte die rufen Guitarren
durch das nächtliche Laub Andalusiens

Und saure Verwesung und stolze
mit dem Schwert des Grauens gegürtet

Und Düfte umschlingende kosende
wie Arme der schlafenden Liebe

Und Wonnen weich wie Schneefall
ein weißes Geläut aus dem Himmel

Andri Peer. Übertragen von Robert Konrad †